

Ulrich Schollwöck

Unter Einsteins weitem Mantel

Plädoyer für eine erwachsene Wissenschaft

Das deutsche Einsteinjahr 2005 – zur Feier 1905 in der Schweiz geleisteter Spitzenforschung – trieb bereits im Vorfrühling, genauer noch im Spätwinter, die merkwürdigsten Blüten. Im Januar entrollte man an der Fassade des Bundeskanzleramts das Einstein-Zitat »Der Staat ist für die Menschen und nicht die Menschen für den Staat [sic]«. Das Bundesministerium für Bildung und Forschung erklärt mit Einstein, Fantasie sei wichtiger als Wissen. An der Fassade der Humboldt-Universität schätzt sich Einstein als nicht besonders begabt, dafür aber als äußerst neugierig ein. Dieser Agitprop passt gut zu einer Kultur des Politischen, die sich auf einen Ankündigungsrummel spezialisiert hat und gerade in Bildung und Forschung eine Modernisierungsfassade neben der anderen errichtet: Universitätspräsidenten werden zu Vorstandsvorsitzenden, Leitungskollegien zu Vorständen, Lokalhonoratioren zu Aufsichtsräten, Assistenten zu Juniorprofessoren; aus Gesamthochschulen werden Eliteuniversitäten und aus Fakultäten Exzellenzzentren, die sich zu Kompetenzclustern bündeln. Über die realen Zustände im Bildungssystem, etwa eine international beispiellos schlechte Betreuungsrelation zwischen Professoren und Studenten, kann man sich dann mit Einstein trösten, dass es ja auf das Wissen ohnehin nicht so ankommt.

Wahrscheinlich wäre Einstein selbst überrascht ob des Einsatzes seiner Bonmots. Auf jeden Fall illustriert diese Fassadenpolitik, in welchem Maße Einstein zu einer Popikone eines säkularen Zeitalters geworden ist. In bester konstruktivistischer Manier zählt nicht der historische, sondern der derzeit für gültig erklärte Einstein. Diese Konstruktion erreicht die Gesellschaft jedoch nicht in seinen wissenschaftlichen Leistungen, seiner grandiosen Wirkung als Physiker, sondern in einer Vielzahl von griffigen Aussagen über allerlei Fragen des Daseins. Diese Aussagen verdanken ihre Popularität wohl der Tatsache, dass ein amtlich bestätigtes Genie Dinge ausge-

sprochen hat, die gerade aufgrund ihrer wohlmeinenden Banalität zwanglos zur Zustimmung zwingen – aber auch nur in diesem Kontext der Genialität: Man stelle sich einmal vor, den Satz vom Staat und vom Menschen selbst im Rahmen einer gepflegten Konversation bei einem Abendessen der regierenden Klasse im ›Borchardt‹ geäußert zu haben. Vollkommen ignoriert zu werden wäre das gnädigere Schicksal; betretenes Schweigen der anderen die Alternative. Bei einer Wiederverwendung diverser Einstein'scher Zitate über Frauen (so etwa sein »ihr kreatives Organ liegt nicht im Kopf«) käme man wahrscheinlich nicht so ungeschoren davon; aber diese werden von den Nachlasswaltern seltener in Umlauf gebracht. Um es mit dem Ökonomen Roy Harrod vom Christ Church College in Oxford anlässlich der diversen Einstein-Aufenthalte Anfang der dreißiger Jahre zu formulieren: »I am afraid I did not have the sense that, so far as human affairs were concerned, I was in the presence of a wise man or a deep thinker.«

Wozu die Aufregung, wird man einwenden – in seinen wissenschaftlichen Erkenntnissen bleibt Einstein unumstritten und wirkungsmächtig, und gerade die Banalität seiner Aussagen zum Gesellschaftlich-Politischen macht sie nicht nur unumstritten, sondern auch wirkungslos. Es soll hier auch nicht um einen Beitrag zum Debunking historischer Größen gehen, das in den letzten Jahren so populär geworden ist.

Gerade der Eifer, mit dem sich Wissenschaftspolitiker auf Einstein stürzen, widerlegt die implizite Annahme, man könne den Wissenschaftler Einstein vom ›Politiker‹ Einstein sauber trennen. Bereits Arbeit an wissenschaftlicher Erkenntnis und Vorstellungen von Gesellschaft begegnen sich in ganz banaler Weise: Das Forschen (was immer das im Detail sein mag), als Hauptbestandteil der Ausübung von Wissenschaft, wird von Menschen geleistet, die gleichzeitig als Wissenschaftler und als Nicht-



Wissenschaftler in gesellschaftlichen Zusammenhängen leben. Wissenschaft findet eben nicht im luftleeren Raum statt. Es gibt eine Art von ›Wissenschaftskultur‹, eine Sammlung von Verhaltensweisen, Selbstwahrnehmungen, Überlieferungen, die mitbestimmen, wie geforscht wird – von der Frage nach dem, worüber geforscht wird, einmal ganz zu schweigen. Und so, wie das tradierte Christusbild das westliche Menschenbild maßgeblich mitprägt, so kommt Einstein eine zentrale Rolle als Leitbild des Wissenschaftlers zu, einschließlich seines ganz speziellen Konzepts von Wissenschaft.

Für den praktizierenden Wissenschaftler mag es zunächst sehr angenehm sein, sich unter Einsteins weiten Mantel zu flüchten: An den von vielen als unangenehm empfundenen heute gängigen Kriterien der Evaluation wissenschaftlicher Leistung gemessen, war Einstein keine Leuchte des Systems. Sein Engagement in der studentischen Lehre: vernachlässigbar; sein Beitrag zur Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses: fragwürdig; Drittmittelaktivitäten und Industriekooperationen: geringfügig; Forschungskollaborationen: fast keine; der Forschungsgegenstand: obskur und seinerzeit selbst vielen Physikern unverständlich. Um mit einem Funktionär der deutschen Politik zu sprechen, »ein Wissenschaftler, der den Gegenstand seiner Forschung nicht in einem Satz erklären kann, hat seinen Beruf verfehlt«. Gemessen an diesem Maßstab, verblassen auch Einsteins Outreach-Aktivitäten, die weniger strenge Evaluatoren wohl auf der

gegen Managementmoden, die jetzt in Universitäten importiert werden, während sie in den Betrieben schon wieder in Misskredit geraten sind.

Kindliche Neugier

Wenn man das Glück hat, einen Sommer im Aspen Institute for Physics in Colorado verbringen zu dürfen, erhält man unter anderem zur Begrüßung einen Aufruf von George Stranahan: Dieser Physiker ist nicht nur aktives Mitglied des Instituts, sondern als Spross einer wohlhabenden Industriellenfamilie auch einer der Hauptsponsoren. In diesem Aufruf schildert Stranahan, wie viele Naturwissenschaftler über eine kindlich geliebene, unverstellte Neugier zu bahnbrechender Erkenntnis gelangt seien, ohne sich dabei den Blick durch den gesunden Menschenverstand verstellen zu lassen – welcher, laut Einstein, ohnehin nichts anderes ist als die Summe der bis zum 18. Lebensjahr erworbenen Vorurteile. Stranahan bittet um Mitteilung ähnlicher Selbsterfahrungen. In der Tat ist dieser kindliche, ›andere‹ Blick oft bahnbrechend*. Für den Erkenntnisgewinn an sich mag die spezifisch kindliche Ausschließlichkeit, mit der ein Kind seine Aufmerksamkeit fokussieren kann, über entscheidende Hürden hinweghelfen. Auch Einstein selbst hat von sich oft als neugierigem Kind gesprochen.

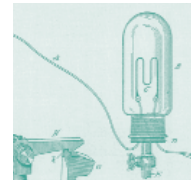
Soll man also in Einsteins Namen ein Plädoyer für das Kindliche in der Wissenschaft halten? Um sich auf das Wesentliche, originelle Forschung, konzentrieren zu

Was Not tut, ist eine erwachsene Wissenschaft, die sich von einem Menschenbild lossagt, das in seiner Selbstbezogenheit und Eindimensionalität im schlimmsten Sinne des Wortes kindlich ist.

Habenseite vermerkt hätten. Ob seine Konzentration auf die Gewinnung neuer Erkenntnis, den Kern von Wissenschaft, durch Drittmittel belohnt worden wäre, wage ich nicht abschließend zu beurteilen: Vermutlich wären ihm jedoch angesichts der besonderen Originalität seiner Forschung der Mangel an eigenen Vorarbeiten, ein dürftiges Referat über den Stand der Forschung der anderen sowie ein nicht hinreichend detaillierter Forschungs- und Ergebnisplan zum Verhängnis geworden, hätte er einen Antrag gestellt. Umso grotesker, dass ein System genau den genialen Forscher hochleben lässt, den es wohl übersehen bzw. links liegen gelassen hätte. Das macht die Überlegung attraktiv, ob Wissenschaftler sich unter Einsteins Mantel flüchten sollten, gleich einem Abwehrzauber

können, um mehr Anerkennung in der Gesellschaft und damit größere Spielräume zu erlangen, um eine größere Vielfalt von Menschen für Wissenschaft zu begeistern, um diesen dann klarere Zukunftsperspektiven in der Wissenschaft zu bieten, brauchen wir alles andere als diese Kinderei. Was Not tut, ist eine erwachsene Wissenschaft, die sich von einem Menschenbild lossagt, das in seiner Selbstbezogenheit und Eindimensionalität im schlimmsten Sinne des Wortes kindlich ist.

Einsteins zahlreiche Äußerungen zu Fragen der Tagespolitik, zum Sozialismus, zum Zionismus, zum Pazifismus sollten nicht darüber hinwegtäuschen, dass er ein Leben als Physiker, als Naturwissenschaftler vorgelebt hat, das von unbedingter und ausschließlicher Hingabe



an die Erkenntnissuche geprägt war. Es scheint, als hätte er ihr fast alle Aspekte seines Lebens, seine Freundschaften, seine Partnerschaften, seine Vaterschaften, untergeordnet. Zunächst kann diese Hingabe den Respekt abnötigen, den man für Menschen empfinden mag, die eine Sache durch ihren Einsatz bezeugen. Aber wir wissen eben auch, wie hoch der Preis war, den etwa seine nächsten Angehörigen für diese Hingabe bezahlt haben. In jedem Beruf sind Begeisterung, Einsatz, Hartnäckigkeit die Bedingungen für echten Erfolg. Es besteht jedoch ein subtiler Unterschied zwischen hohem Einsatz für einen Teilbereich des Lebens, der aber trotzdem im Kontext anderer Dimensionen des Lebens wahrgenommen wird, und einer Einstellung, bei der das Wissenschaftlersein ein Gesamtlebensentwurf ist, auf den hin sich das ganze menschliche Leben zu ordnen hat. Diese Idee vom Gesamtlebensentwurf, die vor allem Einsteins wegen durch unser wissenschaftliches Unterbewusstsein spukt, ist meines Erachtens verheerend.

Die Konsequenzen des Gesamtlebensentwurfs des Wissenschaftlers, wie ihn Einstein repräsentiert, werden durch seine recht einzigartige und völlig unrepräsentative Einbindung in das Denken unserer Gesellschaft ka-

In Wirklichkeit ist er nicht das Leitbild, sondern eher das Leitfossil einer Art von Naturwissenschaftlern, die sich durch Selbstisolation aus der Mitte der Gesellschaft entfernt haben.

schert. In Wirklichkeit ist er nicht das Leitbild, sondern eher das Leitfossil einer Art von Naturwissenschaftlern, die sich durch Selbstisolation aufgrund ihres die Restmenschheit in innerer Haltung und äußerem Auftreten souverän ignorierenden Lebensentwurfs aus der Mitte der Gesellschaft entfernt haben und die nun überrascht über Ansehens- und Bedeutungsverlust klagen, obwohl naturwissenschaftliche Erkenntnisse von immer größerer Bedeutung für die Menschheit sind. Die beklagte Geringschätzung naturwissenschaftlicher Bildung – man denke nur an den Aufschrei über Schwanitz' Äußerungen, sie zähle gar nicht zur Bildung – ist ja keine historische Konstante. Immerhin gehörten die nicht unbedingt leicht verdaulichen *Principia Mathematica* des vorangegangenen Leitfossils Newton zur Lektüre französischer Damen am Hofe zu Versailles. Dies wissen wir nicht nur aus Tagebüchern und Briefen, sogar auf Gemälden ließen sich die Schönen des Ancien Régime mit den *Principia* in der Hand darstellen.

Historische Sonderwege mögen zu der in Deutschland besonders ausgeprägten Geringschätzung dieser naturwissenschaftlichen Bildung beigetragen haben. Außerdem scheint die Geringschätzung von Kleidung fast zur Berufsehre vieler Naturwissenschaftler zu gehören, die sich dabei auch auf Einstein berufen können. Vielleicht eignet sich aber ein Chaot im Norwegerpulli mit ungepflegten Haaren und starkem Körpergeruch, wie es Einstein – in allen Punkten gut belegt – war, in der Masse einfach nicht zur Leitfigur. Was einem singulären Genie als amüsante Facette seiner Person zugeschrieben werden mag, wirkt beim ›normalen‹ Wissenschaftler, selbst wenn er es nicht so extrem auslebt, wenig Respekt heischend. Auch wenn es in den Gesetzen der Quantenmechanik nicht evident verankert ist, so machen eben Kleider doch Leute. Private Umfragen unter Nichtwissenschaftlern bestätigen, dass das persönliche Auftreten vieler Wissenschaftler entscheidend zu ihrer Geringschätzung beiträgt: Verbunden mit der oft von Wissenschaftlern zur Schau gestellten Selbstverständlichkeit, mit der erwartet wird, dass universitäre Feuchtbiotope unhinterfragt von der Gemeinschaft getragen werden, wirkt dieses Auftreten nicht notwendigerweise chaotisch-sympathisch, sondern

herablassend und ohne Respekt für die Menschen, die es mit einem zu tun haben müssen oder gar die Forschung finanzieren sollen: Akzeptiert mich genau so, wie ich sein will, ob es euch passt oder nicht – aber bezahlt mich ungefragt.

Gesellschaftlich könnte die Konsequenz eines professionelleren Auftretens, eines größeren Respekts für die Restgesellschaft sein, dass man Forschungsgelder nicht als Taschengeld für große Kinder in ihren Laboratorien betrachtet, sondern als Unterstützung eines hochprofessionellen, ›erwachsenen‹ Ringens um Erkenntnis und unsere Zukunft – und dass mehr in dieses Ringen investiert wird. Und eines Tages, wenn man träumen darf, könnten die Naturwissenschaften womöglich im Zentrum der Bildung ankommen ...

Von Korpsgeist und Frauen

Das deutsche Wissenschaftssystem zeichnet sich im internationalen Vergleich durch einen besonders niedri-

gen Anteil von Frauen aus, das ist allgemein bekannt. An einer Behebung dieses Zustands wird seit Jahren mit geringem Erfolg laboriert; wuchernde männliche Seilschaften, fehlende Kinderbetreuungseinrichtungen, ganz allgemein frauenfeindliche Karrierestrukturen werden allseits beklagt. In der parallelen Debatte zur Geburtenschwäche in Deutschland wird zunehmend auf tief in den Köpfen der Deutschen verankerte, international recht einzigartige Vorstellungen von der Mutterrolle verwiesen, denen mit monetären Maßnahmen nun überhaupt nicht beizukommen sei. Könnte es sein, dass – mehr als alle äußeren Strukturen – die Vorstellungen von der Wissenschaftlerrolle, die in unseren Köpfen spuken, den Erfolg von Frauen behindern? Bei einem Mann kann die Fiktion vollständiger Hingabe durch Abschirmung seines Privatlebens recht leicht aufrechterhalten werden, insbesondere wenn ihm wie im Falle von Frau Einstein II. der Rücken vollkommen freigehalten und die Wäsche pünktlich erledigt wird. Ohne Vorgänge im Unterbewussten stringent belegen zu können, scheinen mir Neuankömmlinge in der Wissenschaft irgendwie doch immer auf dieses Ideal totaler Hingabe eingeschworen zu werden. Deshalb sind Frauen schon allein durch die Potenzialität einer Mutterschaft potenzielle Verräterinnen an der Sache der totalen Hingabe. Nein, wir haben nichts gegen Frauen in der Wissenschaft, gegen Wissenschaftlerinnen mit Kindern, aber »ganz richtige« Wissenschaftler können sie eben nie sein: Es gibt womöglich noch anderes in ihrem Leben!

Dieser Hingabeanspruch ergeht nicht nur an Frauen, sondern an alle, die um Initiation ersuchen. Man stelle sich einmal vor, Einstein hätte nicht die bahnbrechenden Einsichten des Jahres 1905 gehabt: Gemessen an seiner Begabung, wäre er auf seinem Posten als Experte dritter Klasse im Berner Patentamt ein Gescheiterter geworden. Sein Scheitern hätte dann auch mit seiner Vernachlässigung bürgerlicher Spielregeln zugunsten der reinen Forschung zu tun gehabt. Er hat diese Einsichten nun aber einmal gehabt – doch was wissen wir von den vielen Gescheiterten? Sie bleiben stumm. Aber es gab sie, und es gibt sie, in vielerlei Gestalt. Die Figur des alternden Privatdozenten mit und irgendwann einmal ohne Zeitvertrug ist nur eine davon. Gute Wissenschaft ist von hartem Wettbewerb geprägt, und die Sieger lassen sich oft erst spät benennen. Oft mag es auch Zufall sein, welche von den vielen viel versprechenden Nachwuchswissenschaftlern im Rennen um wenige permanente Stellen Erfolg

haben. Es handelt sich also um eine intrinsisch von einer Vielzahl von Verlierern geprägte Welt; daran wird man wie im Spitzensport nichts ändern können und wollen. Eine erwachsene Wissenschaft würde sich aber gerade deswegen auch an ihrem Umgang mit den Verlierern messen lassen. Die Realität ist anders. Der Anspruch auf bedingungslose Hingabe wird mit dem Hinweis auf den besonderen Wert der Tätigkeit abgegolten. Dieser Korpsgeist kompensiert hier wie in anderen Institutionen reale Machtlosigkeit, geringe Entlohnung und oft unbefriedigende Lebensumstände.

Zu oft hat man die Beteuerung gehört, Wissenschaft sei nicht die einzig lebenswerte Tätigkeit, um dieser Beteuerung noch eine Sekunde Glauben zu schenken – schwingt darin das Scheitern doch bereits mit. »Er hat mit der Physik aufgehört«, heißt es in meinem Fach, wenn sich jemand freiwillig oder unfreiwillig für einen Berufsweg außerhalb der Forschung entscheidet. Wie viele junge Wissenschaftler werden ohne Perspektive in unseren Universitäten mitgeschleppt? In einem System, das jede andere Tätigkeit als letztlich nicht ganz so gut wertet und den von seiner Logik her unumgänglichen Ausstieg vieler Mitbewerber so negativ besetzt, dass er erst dann erfolgt, wenn wirklich jede verbliebene andere Tätigkeit nicht mehr ganz so gut ist? Und dieser Ausstieg dann oft jenseits der 40 nicht nur objektiv schwierig, sondern auch noch zur emotionalen Katastrophe gemacht wird? Insofern ist das Psychogramm des Wissenschaftlers, das sich auf Einstein beruft und das von ihm maßgeblich mitgeprägt wurde, letztlich das eines verantwortungslosen Kindes oder erwachsenen Fanatikers.

Kinder sind eben keine unschuldigen Engel, die erst durch den Kontakt mit der Realität, der Welt der Erwachsenen, verdorben werden. Es sind kleine Bestien, die durch den Kontakt mit der Realität, den Nuancen und der Vielfalt des Lebens zu erwachsenen Menschen gemacht werden müssen. Ergo: Weniger Kindlichkeit in der Wissenschaft!

* Der Autor gestattet sich diesbezüglich ein verschämtes Selbstzitat mit dem Verweis auf den Lehrer Bömmel aus der *Feuerzangenbowle* in GEGENWORTE 14.